

Interview des Monats

«Das, was ich sehe, ist nicht immer die Wahrheit»

Ihr Kater Horst hat ihr wieder einmal ein Geschenk gemacht: Eine quicklebende, aber irritierte Blindschleiche, die Sabine Bockmühl in ihrem Hausflur vorfand. Wie diese Blindschleiche habe sie sich im letzten Frühling gefühlt: Deplatziert in einer Welt, die ihr plötzlich fremdartig und kalt erschien. Im Gespräch erzählt die Autorin und Künstlerin über das Jahrbuch des Literaturhauses Liechtenstein, «Reparatur der Zukunft».

VON BETTINA STAHL-FRICK

Das 14. Jahrbuch des Literaturhauses Liechtenstein steht unter dem Titel «Reparatur der Zukunft». Vermag denn die Literatur tatsächlich die Zukunft zu reparieren?

Sabine Bockmühl: Schön wär's! (lacht) Meine Erfahrung sagt mir: Zum Glück zwingen kann man niemanden. Man kann Möglichkeiten aufzeigen, Gedanken einwerfen, neue Lösungen anbieten, Visionen formulieren. In diesem Sinn: Ein Werkzeug ist einfach ein Werkzeug, entscheidend ist aber die Person, die sich des Werkzeugs bedient. Mit gutem Werkzeug, auch geistigem, kann man etwas bauen, kreieren, schaffen. Literatur kann hier ein wunderbares und vielfältiges Werkzeug sein, man muss es jedoch nutzen wollen.

Sie schreiben in Ihrem Vorwort, dass dieser Titel für das aktuelle Jahrbuch von Anfang an feststand. Was überzeugte die Jahrbuch-Redaktion?

Ja, der Titel stand fest – aber nur ein Teil davon, nämlich «Reparatur». Wer was reparieren könnte und womit, hat sich im Lauf des Frühjahrs 2020 entwickelt. Zuerst wollten wir die Provinz reparieren, dann die Männerprovinz aus weiblicher Sicht – und dann brach Corona über uns herein und damit die Frage, wie unsere Zukunft nach dieser Pandemie aussehen könnte, so ist es dann die «Reparatur der Zukunft» geworden. Solange alles gemütlich dahinplätschert, gibt es keinen Grund, etwas zu reparieren. Wenn jedoch etwas kaputt ist, kann man es entweder entsorgen oder reparieren. Eine Reparatur ist ein faszinierender Vorgang, denn um etwas reparieren zu können, muss man es erst einmal verstehen.

Das Jahrbuch dreht sich um die verschiedensten Facetten der Coronapandemie.

Überlebensstrategien, Lebensverhältnisse und die Krise als produktiver Zustand sind nur einige Stichworte. Inwiefern beeinflusst die Pandemie denn die Literatur?

Wie jede grosse Verwerfung des Gewohnten, alles plötzlich Herbeibringende oder Beängstigende – Kriege, Wirtschaftskrisen, politische Umbrüche oder Diktaturen, Katastrophen bewirkt eine Pandemie, dass man sich erstens mit dem auseinander setzt, was man hat, und zweitens mit dem, was man nicht mehr hat. Sie zwingt zur Auseinandersetzung. Man kann auch anderswohin und alles irgendeinem Sündenbock in die Schuhe schieben, das Panoptikum der «Schuldigen» ist reichhaltig bis bizarr, man bedient sich immer wieder daraus. Weil Literatur sich mit



Als Autorin stellt sich Sabine Bockmühl tagaus, tagein viele Fragen – «bedeutende.Fragen», sagt sie, lacht und fügt an: «Was koche ich heute?»

dem Dasein und all seinen Schlaufen, Klippen und Durststrecken befasst, es begreifen will, Wahrnehmung benennen kann, beeinflusst eine Pandemie natürlich auch die Literatur.

Soll sie auf den Konsumenten schliesslich als Medizin wirken?

Als Leserin und als Autorin sage ich: Literatur ist immer eine Medizin! In dem, wie und was andere wahrnehmen und wiedergeben, kann ich mich selbst wiederfinden. Literatur kann wie ein Resonanzkörper funktionieren und schwingen, den Ton verstärken. Oder auch nicht, sie kann auch Widerstände erzeugen. Aber auch das ist Medizin, jedes Bewusstwerden ist ein Gewinn, ob als Bestätigung oder als Gegenpol. Literatur ist auch ein Echolot und erforscht Räume, Tiefen, Ängste, Beschaffenheiten. Ängste entstehen aus dem Diffusen, nicht Greifbaren. Literatur kann Klarheit und Verständnis ermöglichen – Ängste nehmen. Das ist heilsam.

Sie befassen sich in Ihrem Beitrag «Drei Eiertänze» mit Konsequenzen. Dabei geben Sie gewissermassen auch Tieren eine Bühne: Die Protagonistin beobachtet eine Krähe, sieht dem Roten Milan zu, einer Katze, die vermutlich eine Maus gewittert hat, rettet eine Blindschleiche, erspäht einen Fuchs ... Kurzum: Was ist Ihre Botschaft?

So ganz genau möchte ich meine

Botschaften eigentlich nicht erklären, weil ich ja möchte, dass die Leserschaft sie selbst erlesen kann. Einerseits sind es Erlebnisse mit Tieren, die tatsächlich allesamt in diesem Coronafrühjahr und -sommer stattgefunden haben. Andererseits habe ich in diesen Sequenzen versucht herauszufinden, was mir diese Erlebnisse sagen möchten auf einer Symbolebene, und wie ich sie zur Situation in Kontext setzen kann. Vielleicht eine Sequenz als Beispiel: Ich komme nach Hause, und da liegt eine quicklebende, aber irritierte Blindschleiche im Hausflur, mein Kater Horst hat mir wieder mal ein Geschenk gebracht. Ähnlich wie diese Blindschleiche habe auch ich mich im letzten Frühling gefühlt: Deplatziert, in einer Welt, die mir plötzlich fremdartig und kalt erschien. Es geht mir auch um die Wahrnehmung beziehungsweise dass das, was ich sehe, nicht immer die Wahrheit ist. Es geht ums Hinterfragen des Gewohnten. Es war dieses Gefühl des Entwurzelt-Werdens. Gleichzeitig sind Tiere für mich etwas Vertrautes, sie waren mir auch irgendwann ein Trost. Sie zu erleben, dass sie trotz Corona immer noch das sind, was sie immer waren. In ihrer Welt, in ihrem Sein.

Wie erging es Ihnen während Ihres Schreibprozesses beziehungsweise inwiefern haben Sie Ihre persönlichen Gedanken

rund um die Pandemie beeinflusst?

Der Schreibprozess war hier speziell, anders als bisher. Geplant hatte ich eine dystopische Erzählung, zehn Jahre nach Corona. Das hat nicht funktioniert, weil ich das Gefühl hatte, schreibe ganz weit weg von mir, es kam mir künstlich vor, zu kopflastig. In der Verzweiflung habe ich angefangen, einfach wie eine Seismografin aufzutreten, was mich bewegte, war ganz nah bei dem, was ich erlebt habe, woran ich mich erinnere, habe es einfach «laufen lassen», alles auftauchen lassen, was ans Licht wollte. Ich bin dann ein paar Tage in den «Alpenhof» im Appenzell und habe dort einfach weitergemacht, eine Art literarisches Journal verfasst. Aus diesen Sequenzen wurde ein Ganzes komponiert, alles verdichtet und miteinander verwoben. Mein Anspruch war, nicht etwas Lineares, sondern etwas Mehrschichtiges und miteinander Verbundenes zu schaffen, was nicht ganz so einfach ist, weil man ja beim Lesen nie alles gleichzeitig sehen kann, wie auf einem Panoramagemälde zum Beispiel.

Welche Chancen tun sich in Zeiten wie diesen für die Literatur auf?

Aus meiner Warte kann ich sagen, dass Corona als Krise meinem Schreibprozess eine Chance gegeben hat, etwas in meinem literarischen Schreiben zu ver-

stehen, was mir sonst vielleicht nicht in dieser Form gelungen wäre. Das vielbeschworene «Krise als Chance» hat hier, rückblickend betrachtet, funktioniert. Mühe hatte ich allerdings damit, dass man dieses Mantra als Imperativ dauernd wie eine Gebetsmühle runtergerattert hat, quasi: Jetzt ist Krise und du musst das als Chance nutzen, mach jetzt endlich was aus dieser Krise, sei kreativ! Das empfand ich als enormen Druck, da geht bei mir grad gar nichts. Ich musste – irgendwann – erst einmal durch dieses Jammertal hindurchwandern und schauen, was es mit mir macht. Ich war am Anfang eher gelähmt von diesen Umständen. Wie andere das machen, verstehe ich nicht, wie sie diesen Schalter umlegen konnten und umgehend die Krise produktiv genutzt haben. Stoff zum darüber Schreiben gibt die Pandemie sicher, ob Literatur als solche dadurch so etwas wie Chancen hat, wird sich zeigen.

Noch kurz ein Blick in die Vergangenheit: Wenn man das Rad der Zeit weit zurückdreht, kann man feststellen, dass sich grosse literarische Künstler immer wieder mit katastrophalen Seuchen befasst haben. Stichworte: Pest. Ebenso sind mit fiktiven Gedanken, die auf die heutige Pandemie nicht besser zutreffen könnten. Kurzum: Was hilft es mir, wenn ich beispielsweise weiss, dass das, was sich heute mit den Coronazweiflern

abspielt, schon vor Jahrzehnten in einem Roman beschrieben worden ist?

In einer Krisensituation geraten Menschen an ihre Grenzen, werden aus der Komfortzone katapultiert. Ich denke, in einer solchen Situation offenbaren Menschen ihren wahren Charakter. Sie zeigen, was in ihnen steckt, ob im Guten oder im Schlechten. Gerade eine Pandemie ist ein «dankbarer» Stoff, hier kommt einfach alles zusammen, nämlich Existenzängste aller Art. Es kommt nicht drauf an, ob es eine handfeste Seuche wie die Pest ist oder eine erfundene wie in Saramagos «Stadt der Blinden». Es geht darum, was es mit den Menschen macht, es geht schlichtweg um die Natur des Menschen, wie grossartig und wie schrecklich, wie egoistisch und solidarisch Menschen sein können. In diesem Sinn hilft ein solcher Roman beim Verständnis dessen, was Ängste in einer Gesellschaft bewirken, ihre Mechanismen. Sie sind heute nicht anders als früher.

Um nochmals auf Ihr Vorwort im aktuellen Jahrbuch «Reparatur der Zukunft» zurückzukommen: Sie schreiben von einem Jahr des Infragestellens. Welche bedeutende Frage stellen Sie sich als Autorin?

Als Autorin stelle ich mir nur eine Frage! (lacht) Wie bereits erwähnt, war meine bedeutende Frage für den Text im Jahrbuch die nach der Wahrnehmung und ob das, was ich wahrzunehmen glaube, vielleicht auch anders sein könnte. Die wichtigste Frage des Lebens hat mir Douglas Adams in «Per Anhalter durch die Galaxis» eh schon beantwortet. Die Antwort ist «42». (lacht) Darum finde ich die kleinen Fragen des Lebens viel wichtiger, denn mit ihnen kann ein Prozess der Veränderung beginnen. Etwas in Frage stellen heisst auch, achtsamer zu werden, nicht einfach tumb in den Tag «reinblötlern», sondern sich zum Beispiel fragen, was tatsächliche Handlungsmotive sind. Ist es Gier, Gewohnheit, Faulheit, Neugier, Wohlwollen, Angst, Neid ... Ist es nötig? Ist es meine freie Entscheidung beziehungsweise Meinung oder nur angelernt? Ist mein Lebensstandard das, was ich auch verdient habe? Stimmen die Relationen überhaupt? Muss ich jeden Sommer in die Ferien fliegen? Bin ich mit der Hälfte meines Besitzes genauso glücklich? Muss man immer alles dauernd in Frage stellen? Kann man nicht auch einfach mal sein? Meine bedeutenden Fragen stehen meistens in Relation zur momentanen Situation. Aber die wichtigste ist: Was koche ich heute?